
Illustriertes Unterhaltungsblatt
Wöchentliche Beilage zur Thorner Zeitung.
Verlag der Buchdruckerei der Thorner Ostdeutschen Zeitung, G. m. b. H., Thorn.
1907. ✱ № 15.

Um ein Wort.

Roman in zwei Büchern von **Woldemar Urban.**

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Fräulein Severa machte eine Bewegung, als wollte sie von der Terrasse herunter in den Garten rufen, aber Doktor Gherardi hinderte sie daran.

„Fürchten Sie sich, mit mir allein zu sein?" fragte er rasch und leise.

„O, ich hoffe, dazu keinen Grund zu haben."

„Ich habe Ihnen eine wichtige Mitteilung zu machen, Severa."

Sie trat unwillkürlich etwas zurück. Es wurde dunkel, und seine Worte kamen so kurz und stoßweise heraus, daß es ihr schien, als ob er nur mit Mühe eine tiefe innere Aufregung verberge.

„Es hat wohl Zeit bis später, Herr Doktor," sagte sie ablehnend, nahm Santina an die Hand und wollte die Terrasse verlassen.

„Nein, nein," rief er hastig, indem er sie festhielt. „Sie können es nicht zeitig genug erfahren — für Ihren Ruf."

„Was sagen Sie?" fuhr sie überrascht auf.

„Man spricht allerlei, Severa."

„Bah, es wird so viel geschwatzt; kümmern Sie sich nicht darum."

„Aber Sie müssen sich darum kümmern. Sie müssen Ihren Verkehr in Villa Miramar abbrechen."

„Weshalb?"

„Wissen Sie, was man davon sagt?"

„Nein."

„Man bezeichnet Sie bereits als die neue Mutter Santinas."

Severa machte eine hastige Bewegung, und als Santina überrascht zu ihr aufsah, nahm sie das Kind auf den Arm.

„Wäre dies Unglück so groß?" fragte sie lächelnd.

„Severa!" rief er ihr fast drohend zu.

Schon beim Klange dieser leisen, wie zischenden Stimme legten sich die Kinderärmchen Santinas erschrocken um den Hals ihrer großen und schönen Freundin, und der ganze Körper des Kindes schmiegte sich wie Schutz suchend an Severa.

„Kommen Sie, Herr Doktor. Es wird finster hier. Gehen wir zu meiner Mutter," entgegnete Severa bestimmt und schritt mit dem Kinde auf dem Arm an dem Arzt vorüber in das Haus.

2.

Doktor Gherardi schien keine Lust zu haben, der Aufforderung der jungen Dame zu folgen. Er ließ sie ruhig an sich vorübergehen und sah ihr mit finsteren Blicken nach, wie sie durch dieselbe Glastür, durch die er gekommen war, in das Haus eintrat. Dann machte er einige Schritte auf der Terrasse hin und her und setzte sich schließlich auf die Mauerbrüstung, mit der die Terrasse gegen den Garten hin umgeben war.



Heliographenabteilung bei der Schutztruppe in Deutsch-Ostafrika. (S. 115)
Nach einer Photographie von Otto Haeckel in Berlin.

Es war nicht anzunehmen, daß Doktor Gherardi diese Zurückgezogenheit pflegte, um sich an den Naturschönheiten zu erbauen, die er von hier aus übersah, oder sich der Abendstimmung, die über der Landschaft lag, hinzugeben. Er hatte für die Natur und ihre stillen Zauber nicht mehr Gefühl als die Neapolitaner im allgemeinen, das heißt gar keines, und war auf der Terrasse nur zurückgeblieben, weil er die heftige Aufregung und den tiefen Groll, der plötzlich in ihm aufgestiegen war, nicht mehr beherrschen konnte. Er hätte sich verraten, wenn er Severa jetzt gefolgt wäre. Man hätte ihm den giftigen Ärger darüber angesehen, daß Peppino mit seinen albernen Schwätzereien vielleicht doch recht hatte, und das wollte der Arzt nicht. Während er allein auf der Terrassenmauer saß, brauchte er sich keinen Zwang anzutun und konnte sich seinen Gefühlen ganz nach Belieben überlassen.

Schon nach wenigen Worten, die Doktor Gherardi mit Severa gewechselt, glaubte er sicher zu sein, daß diese gegenüber den etwaigen Bewerbungen des Grafen Enea weniger zurückhaltend, weniger vornehm und höflich, dafür aber um so liebenswürdiger und entgegenkommender sein würde als den Bewerbungen des Arztes gegenüber. Die Sache war zu natürlich, als daß Gherardi sie nicht für ausgemacht hätte ansehen sollen. Zwischen einem Grafen Enea di Monteverde, der von seinen Renten lebt, die Hälfte des Jahres auf Reisen und in Sommerfrischen sich befindet, und einem neapolitanischen Arzt, der jahraus, jahrein wie ein Windhund hinter seinen Patienten herlaufen muß, um leben zu können, war ein zu großer Unterschied, als daß die Wahl für Severa hätte schwer sein sollen. Gherardi fühlte und wußte sehr wohl, daß er der Unterliegende, der Verschmähte war, sobald Graf Enea als Nebenbuhler bei Severa auftrat, und das war's, was er innerlich nicht verwinden konnte. Das ärgerte ihn und machte ihn momentan unfähig, un-

befangen und ruhig mit irgend jemand sprechen zu können.

Und warum war das so? fragte sich Gherardi. Weil Graf Enea ein Graf und reich war, und Gherardi nicht. Der Arzt glaubte nicht an die Verschiedenheit der seelischen Beziehungen, an die rätselhaften Geheimnisse von Neigung und Abneigung unter den Menschen, an die Zartheit des Bandes, das ein Kind knüpft. Nach seiner Meinung war die Liebe, die er für Severa fühlte, mindestens ebensoviel wert als die Liebe eines anderen. Gherardi wollte und konnte nicht gelten lassen, wovon er keine Ahnung hatte, und machte für sein Mißgeschick bei Severa nur deren Eitelkeit verantwortlich, die in dem Grafen den besseren Menschen sah, weil er eben ein Graf war.

Als der Arzt so sinnend auf der Mauer saß, schlug plötzlich ein Lärm an sein Ohr, der aus dem Park heraufklang, oder vom Meeresstrand. Gherardi horchte unwillkürlich auf. Es klang wie ein Wortwechsel, ein Streit, aber etwas Bestimmtes war nicht zu unterscheiden, weil das Geräusch der Brandung, etwas stärker geworden als vordem, vieles verschlang. Gleichwohl fuhr dem Arzt die Idee durch den Kopf, daß Graf Enea zurückgekommen und mit Peppino in Wortwechsel geraten sei. Das interessierte ihn. Er wollte wissen, ob seine Annahme richtig sei. Er wünschte das sogar, wenn er auch momentan vielleicht noch nicht wußte, weshalb. Instinktiv sah er es gern, wenn dem Grafen Enea irgendwelche Unannehmlichkeiten und Verdrießlichkeiten erwuchsen, und er stand jetzt rasch auf, um in den Garten hinunterzulaufen und zu sehen, was es gäbe.

Noch auf der Treppe, die über die Felsen hinunter zum Strand führte, traf der Arzt mit dem Grafen Enea zusammen.

„Ah, mein lieber Gherardi," begrüßte ihn Graf Enea freundlich, „sind Sie glücklich angekommen? Das freut mich. Seien Sie mir willkommen."

„Sehr liebenswürdig, Herr Graf, aber —"

„Haben Sie Santina schon gesehen?"

„Natürlich, natürlich. Ich wollte nur —"

„Es ist nichts, nicht wahr, mein lieber Freund? Ich habe Sie nur gebeten, einmal herüberzukommen, um sicher zu sein, daß es nichts ist."

„Es ist nicht der Rede wert, Herr Graf. Sprachen Sie nicht soeben mit jemand?"

„Ah, Sie haben gehört?"

„Ich hörte scharfe Stimmen."

„Dieser Peppino ist ein unerträglicher Mensch," ereiferte sich Graf Enea mit seiner leichten, echt südländischen Erregbarkeit. „Ich sage ihm ausdrücklich, er soll das Segel mitbringen, weil ich weiß, daß Abends immer der Landwind kommt, mit dem sich vortrefflich segeln läßt. Und er antwortet, es sei kein Wind, nur, um sich nicht entschuldigen zu müssen, daß er das Segel vergessen hat. Und dabei fährt mir der Wind durch die Haare und hätte mir beinahe den Mantel mitgenommen."

„Er ist ein Schwätzer."

„Ich kann zu ihm sagen, was ich will, er hat immer eine Bemerkung zu machen. Davon wird man schließlich nervös. Es ist ihm durchaus unmöglich, schweigend, wie es ihm zukommt, seinem erhaltenen Befehl zu gehorchen. Er muß irgend eine Bemerkung machen, sozusagen eine Demonstration, als ob er mir bei jeder Gelegenheit begreiflich machen müsse, daß er so gut ein Mensch sei wie ich, und wenn er mir gehorche, ich das nur seiner besonderen Gutmütigkeit und Gefälligkeit zu danken habe. Zum Teufel auch, ich bezahle ihn nicht, damit er den Herrn vor mir spielt, sondern damit er tut, was ich ihm sage."

„Sie sollten ihn fortschicken."

„Das möchte ich nicht gern. Er ist schon lange Jahre im Hause, und ich wechsle nicht gern. Sein Fehler ist doch eigentlich sozusagen ein Nationalfehler, den alle Süditaliener mehr oder weniger haben. Unser Unglück ist, daß niemand den Mund halten kann. Ich würde also auch bei einem Wechsel vermutlich nicht viel gewinnen."

„Er ist ein Lump!" warf der Arzt kurz und leise hin.

„Wie?"

„Ein Camorrist durch und durch, ein Spitzbube, der mit dem Lumpengesindel der ganzen Gegend unter einer Decke steckt."

„Was Sie sagen! Davon weiß ich nichts."

Der Arzt lachte kurz und spöttisch auf. „Natürlich nicht. Er wird es Ihnen nicht ins Gesicht sagen, damit Sie ihn fortschicken. Aber Sie sollten sich vorsehen. Solche Leute sind zu allem fähig, und man tut gut, sie unter einem beliebigen Vorwand von sich zu entfernen. Ich würde nicht wagen, ihm irgend



Staatsminister Karl Heinrich v. Bötticher †.
(S. 115)
Nach einer Photographie von Carl Kuiper, Hofphotograph in Magdeburg.

etwas, sagen wir zum Beispiel Santina, auch nur auf eine halbe Stunde anzuvertrauen."

„Was? Sie glauben, er könnte —"

„Ich glaube gar nichts, aber ich würde vorsichtig sein. Der Mensch hält sich vielleicht einmal durch irgend eine Äußerung, an die man gar nicht mehr denkt, für beleidigt und läßt seine Rache an irgend etwas, und wenn es ein unschuldiges Kind ist, aus."

„Und Sie wissen, Herr Doktor, daß er ein Camorrist ist?"

„Ich weiß es."

„Warum haben Sie mir nicht schon früher davon gesagt?"

„Weil es nicht gut ist, sich ohne Not den Mund zu verbrennen. Ich muß Sie auch jetzt noch bitten, Herr Graf, mich nicht für meine Gutmütigkeit büßen zu lassen, indem Sie Peppino merken lassen, wer ihn entlarvt hat."

„Seien Sie ganz ruhig darüber. Ich bin Ihnen außerordentlich dankbar, mein lieber Freund, daß Sie mich auf eine schwere Gefahr aufmerksam gemacht haben, in der ich und mein ganzes Haus schweben. Ich werde die Sache so ordnen, daß Peppino keine Ahnung hat, wem er seine Entlassung zu danken hat. Es ist ganz unmöglich, solche Menschen im Hause zu haben. Er muß fort und so bald wie möglich. Nochmals meinen besten und herzlichsten Dank, mein lieber Herr Doktor."

Bescheiden wehrte der Arzt den Dank ab, den ihm der Graf Enea in seiner Lebhaftigkeit durch einen warmen Händedruck abstattete, dann traten beide in die große Vorhalle der Villa Miramar ein.

Hier trafen sie mit Severa und deren Mutter zusammen, die sich eben zum Fortgehen rüsteten und bemüht waren, die kleine Santina zu beruhigen, welche nicht leiden wollte, daß sich Severa entferne.

„Du mußt nicht weinen, mein Engel," flüsterte ihr Severa kosend zu, „ich komme ja wieder. Sieh, da kommt Papa. Schnell, mach ein hübsches Gesicht. Er darf nicht sehen, daß du weinst."

„Bleib doch bei mir!" klagte das Kind.

Graf Enea trat rasch herzu. „Sie wollen schon fort, gnädige Frau?" sagte er, zu Frau de Mendrisi gewendet, wobei er aber Severa nicht aus den Augen ließ. „Und das gerade in dem Augenblick, in dem ich zurückkehre? Das sieht ja fast aus wie eine Flucht vor mir."

„Es sieht nur so aus," antwortete lächelnd die alte Dame. „In Wahrheit aber wollten wir gehen, weil Severa sich etwas unwohl fühlt."

„Unwohl? Fräulein Severa?" fragte Graf Enea ungläubig. „Aber der Arzt ist ja hier. Das wäre doch ein Grund mehr, hier zu bleiben."

„O, so schlimm ist das nicht, Herr Graf," mischte sich nun auch Severa in das Gespräch, „aber Sie werden schon die Güte haben müssen, uns heute zu entschuldigen. Ich würde heute wirklich eine schlechte Gesellschafterin sein."

„Und das sagen Sie, Fräulein Severa," entgegnete Graf Enea vorwurfsvoll, „da Sie doch wissen, daß Santina keine ruhige Stunde hat, wenn Sie nicht hier sind. Bleiben Sie doch wenigstens noch zum Essen hier."

„Nein, nein. Auf morgen, Herr Graf. Gute Nacht. Soll ich Santina mitnehmen?"

„Zu sich?" fragte Graf Enea verwundert.

Severa antwortete nicht darauf, sondern beugte sich zu Santina herab und flüsterte leise mit dieser: „Willst du mit mir gehen? Du bekommst schönen Kuchen bei mir und süßen Malaga. Und dann schläfst du mit mir in meinem Bett. Willst du, Santina?"

„Ja, nimm mich mit!" antwortete das Kind lebhaft und strahlend vor Freude.

„Aber dann ist der arme Papa ganz allein in seinem schönen Haus und hat kein Töchterchen mehr," flüsterte Severa zärtlich.

Das Kind hing an ihrem Halse, sah nach seinem Vater hin und wußte offenbar nicht, was es machen sollte. Severa redete ihm zu, und in dem Ton ihrer Stimme, in der Art und Weise, wie sie mit Santina verkehrte, lag etwas, was dieser unbedingtes Vertrauen einflößte. Es gibt ja solche Frauen, die mit oder ohne Absicht das Kindergemüt beherrschen, durch ein Wort, einen Blick, eine Gebärde sein Herz gewinnen, seine Neigung erobern. Zu diesen Frauen gehörte Severa in hervorragendem Maße. Sie verstand Santina, begriff die Einsamkeit, die Ängstlichkeit und Schüchternheit des kleinen, mutterlosen Kinderherzens, das sich vor der Welt fürchtete wie vor etwas Fremdem, Rätselhaftem, Fürchterlichem. Mit einem Blick, mit einer Liebkosung bot sie dem Kinde, nach was dieses sich sehnte, was es vermißte, was ihm fehlte — die Sorgfalt und Liebe der Mutter.

„Sie werden mir wenigstens gestatten, Sie zu begleiten," äußerte Graf Enea endlich, als er sah, daß sich die Damen auf keine Weise halten lassen wollten.

„Nein, auf keinen Fall," erwiderte Severa. „Wollen Sie Sanina denn ganz allein hier lassen? Bleiben Sie nur hier, Herr Doktor Gherardi hat vielleicht die Freundlichkeit, uns die wenigen Schritte zu begleiten."

„Sie haben nur zu befehlen," sagte dieser rasch und freudig.

„Wie grausam Sie sind, Severa!" flüsterte Graf Enea ihr zu.

Doktor Gherardi empfing aus der ganzen, nur kurzen Szene den Eindruck, als ob der Vorgang ein ungewöhnlicher, und der Rückzug Severas ein besonders auffälliger sei. Er hielt ihn für eine Folge seiner Warnung, die er Severa hatte zukommen lassen, für den Anfang vom Ende in den Beziehungen zwischen Severa und Graf Enea, und machte eine bezügliche Bemerkung, als er Severa und ihre Mutter die kurze Strecke nach ihrer Wohnung zurückgeleitete, um sich Gewißheit darüber zu verschaffen.

Aber Severa wich ihm aus und tat, als verstünde sie seine Anspielung nicht. Überhaupt wurde es ihm immer klarer, daß Severa nicht die Frau war, mit der man spielen könne. Severa war eine kluge, äußerst taktvolle Dame, was Gherardi schon früher hätte merken können, wenn er nicht von Hause aus gewohnt gewesen wäre, eine Frau ohne weiteres für etwas Untergeordnetes zu halten, das sich dem höher und besser beanlagten Mann zu fügen hatte.

Das war wenigstens in Bezug auf Severa ein verhängnisvoller Irrtum, der nur in der ganzen neapolitanischen Anschauungsweise und Erziehung Gherardis seine Erklärung fand.

Kurz und freundlich verabschiedeten sich die Damen, kaum an der Tür ihres Hauses angelangt, von dem Arzte. Dieser ließ noch einige seiner bekannten Seufzer und Zärtlichkeiten los, stieß aber damit bei Severa auf absolute Verständnislosigkeit, so daß ihm nichts weiter übrig blieb, als sich zurückzuziehen. So viel war klar, daß, wenn dieser Rückzug Severas auch der Anfang vom Ende der Herrlichkeit des Grafen Enea war, doch der Doktor Gherardi nichts dabei für sich profitiert hatte.

Wieder zurückgekehrt nach der Villa Miramar, fand der Arzt den Grafen in ungewöhnlicher Aufregung. Während des ganzen darauf folgenden Essens erging er sich in begeisterten Lobeserhebungen Severas.

„Sie ist etwas kokett," warf Doktor Gherardi gelegentlich ein, mußte aber bald merken, daß in diesem Falle mit solchen Verleumdungen nichts zu machen war. Hier wußte der Graf offenbar besser Bescheid und übernahm die Verteidigung Severas mit einem Ernst und einer Leidenschaftlichkeit, die den Arzt hinderten, in dieser Weise fortzufahren.

Graf Enea war eine offene, freie Natur, die, leicht erregt, sich ihren jeweiligen Empfindungen mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit hingab, so daß es nicht schwer fiel, ihm am Gesicht abzulesen, was ihn innerlich bewegte. Deshalb wußte auch Doktor Gherardi, als man vom Essen aufstand, sehr genau, daß Graf Enea bis über die Ohren in Severa verliebt sei, und daß eine Erklärung zwischen den beiden bei erster Gelegenheit erfolgen würde, wenn es dem Arzt nicht gelang, sie auf irgend eine Weise zu vereiteln.

Das Schiff, mit dem Doktor Gherardi wieder nach Neapel zurückfahren wollte, ging am anderen Morgen um sechs Uhr von Sorrent ab, und obgleich er jetzt schon fest entschlossen war, nicht abzureisen, bevor er noch einen letzten Versuch bei Severa gemacht hatte, so konnte es ihm doch nicht schwer fallen, irgend einen Vorwand zu finden, unauffällig mit Peppino zu sprechen, der ihn wieder nach dem Schiff hinrudern sollte. Er steckte sich also nach dem Essen eine Zigarre an und schlenderte in den Park hinunter, um den Marinajo aufzusuchen. Peppino interessierte ihn in mannigfacher Hinsicht. Das war ein eitler, aufgeblasener Bursche, der sich für weit wichtiger hielt, als er war. Solche Leute sind zu mancherlei gut, wenn man sie zu benützen versteht.

Außerdem hatte Peppino gesagt: „Ich weiß, was ich weiß." Was wußte er denn? fragte sich Gherardi. Es war ja möglich, daß das auch nur eine Redensart, eine Wichtigtuerei war, aber es war doch auch möglich, daß er wirklich etwas wußte, was Gherardi brauchen konnte. Es war jedenfalls Grund genug, ihn aufmerksam zu behandeln.

(Fortsetzung folgt.)

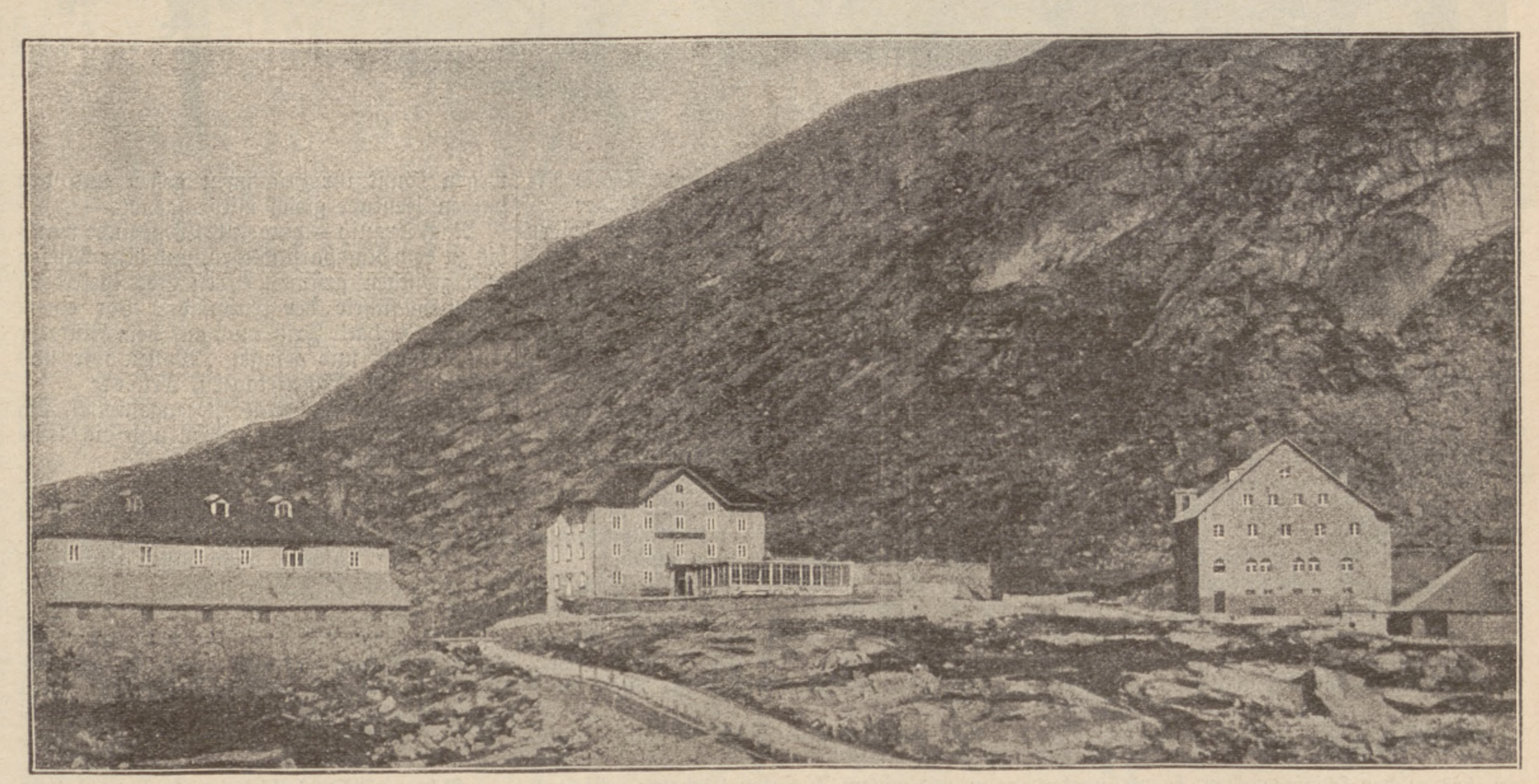
Illustrierte Rundschau.

Schutz- wie Polizeitruppe in **Deutsch-Ostafrika** besteht jetzt zum größten Teil aus Eingeborenen, die von weißen Offizieren und Unteroffizieren geübt und geführt werden. Die farbigen Unteroffiziere nehmen einen niedereren Rang ein als die weißen. Die Leute sind im allgemeinen gelehrig und willig, so daß man sie bei richtiger Beaufsichtigung und Anleitung zu allem brauchen kann; sogar farbige **Heliographenabteilungen** hat man mit Erfolg gebildet. Diese Spiegeltelegraphie hat sich, wie in Südwestafrika, so auch während der ostafrikanischen Unruhen gut bewährt. — Der ehemalige Staatssekretär **Karl Heinrich v. Bötticher,** der einst als Stellvertreter des Fürsten Bismarck im Bundesrat und Reichstag eine vielseitige Tätigkeit entwickelt und namentlich für die Durchführung der sozialen Reformen gewirkt hat, ist in Naumburg gestorben. Er war am 6. Januar 1833 in Stettin geboren, trat 1865 in den Staatsdienst ein und wurde 1880 preußischer Minister und Staatssekretär des Reichsamts des Innern. 1897 nahm er seine Entlassung; er hat dann noch nahezu 10 Jahre lang das Oberpräsidium der Provinz Sachsen innegehabt. — **Das neue Hospiz auf dem Gotthardpaß** ist ganz nach dem Muster des alten, in der Nacht des 10. März 1905 abgebrannten, erbaut worden, nur daß man an Stelle der früheren Holzteile durchweg Stein verwendet hat. Es befindet sich nebst den dazu gehörigen Baulichkeiten in Besitz der Familie Lombardi in Airolo und wird kommenden Sommer wieder allen Touristen, die zu Fuß oder Wagen über den Gotthard pilgern, gastliche Aufnahme bieten.

Glockenweihe im bayerischen Hochgebirg.

(Mit 2 Bildern auf Seite 116 und 117.)

Ist in einer Gemeinde im bayerischen Hochgebirg eine neue Kirche erbaut worden, so trachtet man vor allem danach, sie mit passendem Geläut auszustatten. Man sammelt und stiftet diesen oder jenen Beitrag, bis endlich die erforderliche Summe zum Ankauf der Glocken zusammengebracht ist. Sind die Glocken gegossen, so wird der Tag zu ihrer Weihe und Taufe bestimmt. Die ganze Gemeinde nimmt an dem Fest



Das neue Hospiz auf dem Gotthardpaß.

Anteil. Mit Blumengewinden geschmückt, werden die Glocken auf dem ebenso geschmückten Wagen von der Bahnstation in das Dorf eingebracht. Vor dem Pfarrhaus werden sie vom Priester mit Weihwasser gewaschen und mit dem heiligen Öl gesalbt, dann von den Chorknaben mit den Weihrauchkesseln beräuchert. Am Schluß der Weihe gibt ihnen der Priester Namen. Dann werden sie nach der Kirche gefahren und im Turm aufgehängt. Die schwerste Glocke ziehen die Männer, die leichtere die Frauen und Jungfrauen auf.

Trudes Frühling.

Humoreske von **H. Abt.**

(Nachdruck verboten.)

O du blauer Frühlingshimmel, o du blühende Erde und o du Seligkeit der ersten, schüchternen Liebe!

Auf dem schmalen Wiesenpfade schritten sie dahin, verbunden durch ein starkes, gemeinsames Band. Kein Blütenzweig, den sie mit zärtlich tändelnden Fingern zwischen sich hielten, nein, ein schwerer Sack war's, den sie selbander trugen, ein Sack mit Viehsalz gefüllt. Doch das triviale Bindeglied tat der Poesie der Stunde keinen Abbruch, denn während ihre kleinen, derben Fäuste fest den Sack hielten, schauten Trudes blaue Augen verzückt zum Himmel empor, und ihre Lippen hauchten wonnevoll: „O Gott, ist das schön!"

Auch ihr Gefährte bog den langen Hals zurück, blinzelte durch den Kneifer in die Sonne und seufzte: „Wundervoll! — Wollen wir uns nicht ein bißchen ausruhen, Trude?"

„Ausruhen? Bist du denn schon müde?"

„Keine Spur! Aber weil's doch so schön ist!"

Der Sack fiel zu Boden, und am Wiesenrain, wo Himmelsschlüssel und Krokus blühten, setzten sie sich nieder, Amtmanns Trude und Oberförsters Fritz.

Zu den Ferien war er heimgekommen, eine karmesinrote Mütze hatte er schief aufs Ohr gerückt, und an breitem Bande trug er einen Kneifer.

Durch den hatte er sie schon gestern abend verzückt angesehen und gesagt: „Michaeli komme ich nach Prima, dann noch zwei Jahre, dann geh' ich zur Universität, und dann, Trude — dann —"

Dann — dann — — der Vollmond stand über dem Garten, und im Busch sang die Nachtigall, als sie über dieses „dann" nachdachte. Es war kein klar abgegrenztes Bild, das sich ihr daraus formte, nur wie eine weite, weite, sonnige Flur mit lauter blühenden Rosen, wie ein blauer, schimmernder See, auf dem in lautlos gleitendem Kahne



Glockenweihe im bayerischen Hochgebirg: Das Einbringen der Glocken. (S. 115)

Hand in Hand zwei Selige sich treiben ließen. Sie dachte sich nichts Bestimmtes, hatte keinen bewußten Wunsch, aber von ihrem Munde zitterte es in die Nacht hinaus: „Ach, Fritz!"

Als sie am Morgen sich begegneten und sich die Hände reichten, da waren sie beide errötet und wußten sich nichts zu sagen. Aber als sie etwas später im Garten die Gemüsebeete jätete, da war er gekommen und hatte gefragt, ob er ihr helfen dürfe. Geholfen hatte er zwar nicht viel, denn der Kneifer fiel ihm beständig von der Nase, und statt des Unkrauts zog er Petersilie und Mohrrüben heraus. Aber einzig schön war's doch gewesen!

Dann hatte er sie geschaukelt und sie ihn. Doch das hatte er nicht gemocht, denn er war schwindlig geworden, als sie ihn gar so hoch durch die Luft schleuderte. Einen Augenblick hatte sie da die Lippen aufgeworfen. Ein Mann, der schwindlig wurde! — Geringschätzend hatte sie von unten herauf seine dünngliedrige, lange Gestalt gemessen, aber als sie bis zur Nase kam, worauf der Kneifer saß, bis zu der schiefgerückten, karmesinroten Mütze, da breitete sich vor ihrer Seele wieder die rosenblühende Flur aus, der schimmernde See mit dem Nachen der beiden Seligen.

In der Laube saßen sie dann am Nachmittage, sie häkelte, und er übersetzte ihr Stellen aus dem Virgil, Stellen, in denen viel von Liebe die Rede war.

Da war die Mama gekommen und hatte gemeint: „Trude, es ist kein Korn Viehsalz mehr da, und die Leute haben auf dem Felde zu tun. Da kannst du mal 'rüber nach Kranitz gehen, einen halben Zentner bestellen und gleich ein paar Pfund davon mitbringen."

Wie über einer Missetat ertappt, war Trude aufgesprungen. „Ja, Mama, gleich."

Mit kaum minderer Eile hatte Fritz sich erhoben, und die Mütze in den Händen hin und her drehend, wagte er es gesenkten Blickes zu sprechen: „Ich will gern Trude tragen helfen, wenn es Ihnen recht ist, Frau Amtmann."

Ein paar Sekunden sah die stattliche Gutsbesitzersfrau die beiden prüfend an und sagte dann mit einem kuriosen Lächeln: „Meinetwegen könnt ihr zusammen gehen und den halben Zentner gleich mitbringen." —

Nach Kranitz — eine gute Wegstunde war's bis zu dem Nachbarstädtchen, und über Wiesen und zwischen grünwogenden Getreidefeldern hindurch führte der Fußpfad. Vor einem Erlenbusch hatte Fritz auch auf dem Hinwege halt gemacht und gesagt: „Wollen wir uns nicht erst ein bißchen lagern, Trude?"

„Meinetwegen," hatte sie zugestimmt, sich auf den Rasen niedergeworfen und die Arme unter dem Kopf verschränkt.

Er streckte sich an ihrer Seite aus, und eine Weile starrten sie so schweigend durch das Erlengezweig zum Himmel auf.

„Trude!" flüsterte dann Fritz ganz leise.

„Was denn?" fragte sie ebenso gedämpften Tones zurück.

„Ach, Trude!" ein Seufzer, während er sich auf den Ellbogen etwas näher zu ihr hinschob. Dann ein scheues Tasten nach dem dicken blonden Zopf, der ihr über die Schulter hing. „Was für schönes Haar du hast, Trude."

„Ach, die Zotteln!" war ihre verächtliche



Glockenweihe im bayerischen Hochgebirg: Das Aufziehen der Glocken. (S. 115)

Entgegnung. Aber sie ließ es doch geschehen, daß seine Finger die blaue Schleife festhielten, die den Zopf zusammenband.

Darauf wieder ein Schweigen, und dann fragte sie: „Du, Fritz, wenn du ein Gelehrter werden willst, mußt du doch den ganzen Tag in der Stube sitzen und studieren. Möchtest du da nicht lieber manchmal etwas sein, wobei du dich draußen tüchtig austummeln kannst, ein Forstmann zum Beispiel, oder ein Landwirt?"

Aber stolz schüttelte der künftige Gelehrte den Kopf. „Die Wissenschaft ist das Höchste!"

„Ja freilich," bestätigte Trude in Demut vor diesem Höchsten. „Nur, weißt du, Fritz, ich glaube, ich traute mir's dann nicht mehr, mit dir zu reden, weil ich doch so ein furchtbares Schaf bin."

Als habe sie ihn persönlich beleidigt, so fuhr Fritz auf. „Du bist kein Schaf. Und wenn ein Mann eine Frau liebt, so hebt er sie auch geistig zu sich empor."

Zu sich empor — In den Himmel hinauf schauten Trudes Blauaugen, und ihr war's, als gewahre sie da droben einen Thron von lauterem Golde, auf dem sie selber saß, emporgehoben von einem — einem, der sie liebte.

Sie drückte die Hände vor das Gesicht, als könne sie so viel nicht ertragen, und kehrte sich mit einer kugelnden Bewegung von Oberförsters Fritz ab.

Da fragte es ganz dicht an ihrem Ohr: „Trude, bist du mir denn auch ein bißchen gut?"

„Na, sonst säß' ich doch nicht hier mit dir zusammen!" lautete die überzeugende Antwort.

„Aber sieh mal, Trude," fuhr Fritz fort, „wenn du mir also gut bist, dann mußt du mir auch treu bleiben, wenn ich wieder fort bin."

„Natürlich bleib' ich dir treu. Aber wann kommst du denn wieder?"

„Zum Herbst. Und dann bin ich schon Primaner."

„Ach ja, Primaner und dann bald Student und dann, dann — —"

Wieder eine Pause, in der schüchtern, zaghaft ihre Hände sich fanden, schüchtern, zaghaft sich drückten.

Plötzlich aber war Trude aufgesprungen. „Nun müssen wir aber weiter!"

Und bei den Händen sich haltend, gingen sie weiter, keine andere Rede wechselnd als zuweilen ein leises „Trude! — Fritz!" —

In Kranitz beim Kaufmann hatten sie dann ihren halben Zentner Viehsalz in Empfang genommen.

„Laß nur, ich trag's allein," sagte Fritz galant. Aber kläglich versagte seine Kraft, als er mit renommistischer Leichtigkeit den Sack hatte aufheben wollen.

Trude hatte bereits zugepackt. „I was, zusammen tragen wir's! So viel Kraft wie du hab' ich schon lange."

Er ließ es geschehen, daß sie anfaßte, und als sie nach einer kleinen Wegstrecke, den Sack fidel hin und her schlenkernd, fragte: „Ist das nicht furchtbar fein, was?" da stimmte er eifrig bei: „Furchtbar fein!"

— — — — — — — — — — — —

Nun also saßen sie, den Salzsack vor sich, am Wiesenrain. Da schien es Trude, als taste Fritz heimlich an seinem Arm herum, so daß sie fragte: „Tut dir der Arm weh? Hast du so schwache Muskeln? Da sieh mal meine!"

Die Faust einziehend, reckte sie ihm den Arm entgegen, der besseren Eindringlichkeit halber mit der anderen Faust gegen den prall sich auswölbenden Muskel hämmernd.

Fritz zuckte die Schultern. „Ach was, wenn ich erst wollte! Aber wozu? Ich will Gelehrter werden, nicht Holzhacker."

Jählings sank Trudes Arm herunter, ihr Gesicht ward dunkelrot. Holzhackerarme! Das traf, traf mitten hinein in die Stelle, wo sie schon des öfteren ein Leid getragen, daß sie so rotbäckig und kugelrund und keine schlanke, blasse Lilie war.

Sie blickte von unten herauf Fritz an. Er saß steif da, in stolzer Würde. Hatte sie ihn verletzt?

Im Wunsche, ihn wieder zu versöhnen, griff sie in die Kleidertasche und zog ein großes, dick mit Wurst belegtes Butterbrot hervor.

„Du, Fritz, hast du vielleicht Hunger?"

Der Stolz auf Fritzens Antlitz wich milder Freundlichkeit. „Hunger gerade nicht, aber meinetwegen gib's her."

Und ihr das Brot aus der Hand nehmend, grub er voll Eifer und Energie seine Zähne hinein.

Mit immer größer werdenden Augen schaute Trude ihm zu, und als der letzte Bissen verschwunden war, sagte sie vorwurfsvoll: „Na, weißt du, ein kleines Stück hättest du mir schon übrig lassen können."

Über Fritzens Gesicht lief ein Zucken. „Warum hast du's dann nicht selber gegessen? Ich dachte, ich täte dir einen Gefallen damit," sagte er beinahe grob.

Aber Trude lachte gutmütig. „Man merkte dir's an, daß du mir den Gefallen recht gern tatest."

Fritz war aufgesprungen. „Du — weißt du —" aber sein Ton schwenkte plötzlich um, wie er Trudes staunendem Blick begegnete. Kleinlaut, beschämt sagte er: „Weißt du, ich glaube, wir gehen jetzt wieder weiter."

Sie nahmen den Sack wieder auf und gingen eine Weile scheinbar einträchtig vorwärts. Nur waren Fritzens Mundwinkel etwas herabgezogen.

Trude schielte ihn vorsichtig an, bis sie fragte: „Du, Fritz, bist du etwa übelnehmerisch?"

Ihre Frage schien ins Schwarze getroffen zu haben, denn er wurde sehr rot.

„Übelnehmerische Menschen sind mir nämlich ein Greuel," fuhr sie fort.

„Und Rhinozerosse haben ein dickes Fell," war seine prompte Entgegnung.

„Du" — fragte Trude, blieb stehen und sah ihn starr an, „war das auf mich gemünzt?"

Er zuckte die Schultern. „Wer sich getroffen fühlt —"

Ein paar Sekunden starrte sie ihn völlig sprachlos an, dann stieß sie hervor: „Du — du bist ja ein ganz unverschämter Bengel!"

Im gleichen Augenblick plumpste, von beiden Händen losgelassen, der Salzsack zwischen ihnen schwer zu Boden. Und über diese Barriere hinweg funkelten ihre Augen sich feindselig an.

„Was?!" schrie Oberförsters Fritz.

„Ich dächte, deine Ohren wären lang genug," höhnte Amtmanns Trude.

„Na, dein Glück, daß du eine Göre bist!" knirschte mit fürchterlichem Augenrollen Fritz.

Im Nu hatte Trude die Ärmel aufgekrempelt und hielt ihm die beiden derben Fäuste hin. „Meinst du's so? Ich nehm's im Boxen schon noch auf mit dir. Aber du traust dich ja gar nicht, du Hampelmann."

Ein schnödes Lachen klang auf. „Zum Anschmachten war dir der Hampelmann doch gerade gut genug, du verliebter, dicker Pumpenschwengel du!"

Trude stieß einen erstickten Wutschrei aus. „Das wirst du zurücknehmen, augenblicklich wirst du das zurücknehmen!"

Fritz drückte den Kneifer, der ihm von der Nase gefallen war, umständlich wieder zurecht, fixierte mit kaltem Hohnlächeln die an allen Gliedern Bebende, zog die karmesinrote Mütze mit weiter Armschwenkung vom Kopf, machte eine tiefe, tiefe Verbeugung und sprach: „Mein hochverehrtes, gnädigstes Fräulein! Ich habe die Ehre, mich Ihnen alleruntertänigst zu empfehlen."

Damit schritt er würdevoll davon.

Wie entgeistert starrte Trude ihm nach. Sie dachte nicht daran, ihm zu folgen, ihm die Fäuste, die sie geballt hielt, ins Gesicht zu schlagen, bis sie mit seinem Blut die Schmach hinweggewaschen, die er ihr angetan. Noch dachte sie nicht daran, sich zu rächen, noch empfand sie nichts anderes als ihre Schmach, ihre Schande. Und unter der zerschmetternden Wucht dieser Schande sank sie zu Boden, warf sich über den Sack und feuchtete seinen salzigen Inhalt mit der hervorstürzenden Flut ihrer Tränen.

Dann saß sie mit einem plötzlichen Ruck wieder aufrecht da. Der Sack — mit dem hatte er sie ja nun sitzen lassen! Das war der Gipfel der Gemeinheit. Sie konnte doch den halben Zentner nicht allein nach Hause schleppen.

Aber er sollte den erhofften Triumph nicht haben! Aufspringend, die Kraft von wilder Empörung gestählt, packte sie den Sack und schleppte ihn eine Weile dahin. Doch ob auch die Empörung anwuchs, die Kraft versagte, der Sack plumpste wieder zu Boden, und neben ihm am Feldrand saß Trude.

Sie weinte jetzt nicht, aber in ihr fieberte der Haß. Und so einen, so einen hatte sie zu lieben gewähnt! Lieben — bah! Gelangweilt hatte sie sich, und da war er ihr gerade gut genug gewesen.

Gerade gut genug — ja, das war's ja eben, was ihm Ursache gegeben, sie so zu behandeln. Er war ein Elender, aber sie — sie! — Totschämen mußte sie sich hinfort vor sich selber. Und als ertrüge sie es nicht, dem hellen Tag ins Angesicht zu sehen, so drückte sie das ihre von neuem gegen den Sack, und von neuem träufelte Salziges auf Salziges hernieder.

Schritte näherten sich rasch. Ob er zurückkam, ihre Verzeihung zu erbetteln? Und wenn er stürbe zu ihren Füßen: ihm verzeihen — niemals!

Er war es aber nicht. Hochgewachsen, breitschulterig, der braune Vollbart bis zur halben Brust herabreichend, kam, schon von weitem den Hut schwenkend, eine Männergestalt daher.

„Aber, Fräulein Trude, was machen Sie denn hier?"

Vom Gutshofe der Verwalter war's. Sie ließ ihn ruhig herankommen. Mochte er denken, was er wollte! Er war keiner von denen, nach dessen Meinung sie bisher nur im geringsten gefragt hatte. Ein alter Hagestolz, der Verwalter ihres Vaters. Einunddreißig oder gar schon zweiunddreißig Jahre alt — der reine Großvater.

„Was haben Sie denn da, Fräulein Trude?" fragte Rudolf Lübke, auf den Sack deutend.

„Viehsalz," gab Trude zurück. „Oberförsters Fritz sollte mir tragen helfen."

„Und ist ausgekniffen?" ergänzte verständnisinnig der Verwalter. „So ein infamer Bengel!" Und dann setzte er lachend hinzu: „Freilich, der dürre Jammerlappen hat ja nicht mehr Kraft in den Knochen wie ein Zwirnsfaden."

Wie linder Balsam fielen die Worte auf Trudes wundes Gemüt. Eine Pforte in ihrem Innern tat sich auf, die bisher für Rudolf Lübke fest verschlossen gewesen war.

Voll warmen Vertrauens blickte sie zu ihm auf und sagte: „Ja, und wissen Sie, wie er mich genannt hat? — Dicker Pumpenschwengel!"

Den Ausdruck „verliebter" brachte sie denn doch nicht über die Lippen.

„Pumpenschw—" Rudolf Lübke wiegte den Kopf hin und her. „Na, das kann ich so gar fürchterlich nicht finden. Schwengelchen — das klingt eigentlich ganz nett. Es klingt beinahe wie Engelchen!"

Wie er das sagte und wie er sie dabei ansah — lächelnd, aber doch nicht, als ob er sie auslache.

Sie hatte sich plötzlich zu ihrem Sack niedergebeugt und zerrte ihn empor. „Mama wird schön auf mich warten."

„Na, dann geben Sie also mal den Sack her, Fräulein Trude."

Und als ob's ein Federbündelchen wäre, so hatte er den halben Zentner emporgeschwenkt, über die Schulter geworfen und schritt nun neben ihr her.

Kraft — ja, das war Kraft, eine Kraft, die sie ordentlich mit Ehrfurcht erfüllte. So mußte ein Mann sein, ein richtiger Mann, kein zwirnsfädiger Gelehrtensimpel.

Und — so sehr alt sah der Verwalter eigentlich noch gar nicht aus, und wenn er so sprach und lachte, da konnte man ihn beinah für jung halten. Freilich sein Bart — Trude hatte solchen langen Vollbart immer gräßlich gefunden — aber wenn man sich daran gewöhnte —

„Ach, dort kommt unsere Rieke," rief sie plötzlich, auf die querfeldein kommende Magd deutend. „Nun brauchen Sie sich nicht mehr mit dem Sack abzuschleppen."

„Und dahinten scheint der Jochen mit meinem Gaul zu kommen," sagte er, auf einen in scharfem Trabe sich nähernden Reiter deutend.

Rieke hatte den Sack in Empfang genommen und schritt stetig weiter.

Trude reichte dem Verwalter zum Dank für seine Mühe die Hand. Er hielt sie fest. „Auf Wiedersehen heute abend, Fräulein — Trudchen!" Es blinkerte in seinen Augen, und aus dem Tonfall, wie er das letzte Wort sagte, klang es ihr heraus: „Schwengelchen!"

Sie riß ihre Hand aus der seinen. „Ach Sie!" und sprang in flinken Sätzen davon.

Mitten im Lauf aber blieb sie stehen. Es war ihr plötzlich eingefallen, daß doch ihr Rock schrecklich ausgewachsen sei und daß sie in einem Monat sechzehn Jahre alt werde. Ganz scheu wandte sie den Kopf zurück und sah gerade, wie Rudolf Lübke sich auf sein Pferd schwang. Und nun schwenkte er den Hut gegen sie zurück, winkte mit der Hand und sprengte davon.

Ein Weilchen sah Trude ihm gedankenverloren nach, dann kehrte sie sich ab und ging langsam, mit kleinen, sittsamen Schritten heim.

— — — — — — — — —

Am nächsten Tag war's Sonntag. In ihrem Stübchen vor dem Spiegel stand Trude und kämmte und flocht den dicken blonden Zopf. Das heißt, sie flocht heute ihrer zweie, denn es war ihr so gekommen, daß es für eine, die in einem Monat sechzehn Jahre alt wurde, doch am Ende an der Zeit sei, sich das Haar hinfort fein säuberlich aufzustecken wie andere erwachsene Leute. Und während sie so probierte, ob wohl eine um den Kopf gelegte Flechtenkrone oder ein abstehendes Nest kleidsamer sein möge, gewahrte sie, wie unten Oberförsters Fritz um das Haus strich und zu den Fenstern emporschielte. Die erhobenen Arme sanken ihr jäh herab, ein paar Sekunden hielt sie wieder die Fäuste geballt, und der Haß, der blutdürstende Haß flammte in ihr empor.

Doch es war Flackerfeuer, das alsogleich verkühlte. Ein Lächeln kräuselte ihre Lippen, und sie murmelte: „Spindeldürrer Jammerlappen!"

Verachtung, die zugleich Vergessen in sich trug, hatte den Haß abgelöst. Und plötzlich schmetterte sie hell hinaus:

„Denn wenn ich einmal einen heiraten tu',
Muß es fein ein Reiter zu Roß,
Noch mal so lang und breit wie du,
Sein Bart drei Ellen groß —"

Jäh brach sie ab, und mit einer Art scheuer Hast zog sie das schwarze Konfirmationskleid an.

In dem lehnte sie dann am Fenster und schaute hinaus in den Garten. Da flötete nicht sentimental die Nachtigall, da täuschte kein blasses Mondlicht romantischen Flimmer vor; goldklar leuchtete die Sonne über der jungen Frühlingserde, und etwas von der werdenden Naturkraft fühlte Trude warm und blütentreibend in ihr sich regen, wie sie die Arme reckte, als wolle sie die Sonne, den Frühling sich hereinziehen ins Stübchen, ins Herz hinein.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Im letzten Augenblick. — In dem Flecken South Petherwin in der englischen Grafschaft Cornwall lebten zu Anfang des vorigen Jahrhunderts zwei Brüder Daniel und Hugh West. Früh verwaist, hatte sich der Knaben in ihrer Kindheit der Posthalter des Ortes angenommen und beide in seinem Bereiche später als Postillione untergebracht. Als mutige, flotte Reiter und Fahrer waren sie in der ganzen Umgegend bekannt. Während Daniel, stets fleißig und zufrieden, seinem bescheidenen Stande gemäß lebte, geriet Hugh bald auf Abwege und verkehrte oft in leichtsinniger Gesellschaft.

Da durchlief eines Tages wie ein Lauffeuer den Ort die Kunde: „Hugh West hat die Postkutsche beraubt." Bill Philipps, der Führer des Gefährtes, wurde gebunden und geknebelt im Straßengraben aufgefunden. Befreit von seinen Fesseln, sagte dieser aus, daß er mit Bestimmtheit Hugh West erkannt habe, nur dieser sei es gewesen, der ihn überfallen und den Raub ausgeführt habe. Hugh wurde verhaftet. Bill Philipps beschwor bei Gericht seine Aussage, und als „schuldig des Straßenraubes" wurde der Angeklagte, so oft er auch seine Unschuld beteuerte, den damaligen Gesetzen gemäß zum Tode durch den Strang verurteilt.

Das war ein schwerer Schlag für Daniel. So schlecht war sein Bruder doch nicht, als daß er ihn einer solchen Tat hätte für fähig halten können. Nichts wollte er unversucht lassen, um das Leben des Bruders zu retten. Seinen Entschluß, sich dem König zu Füßen zu werfen und diesen um Gnade zu bitten, brachte er deshalb sofort zur Ausführung. Aber die Entfernung bis London war eine so beträchtliche — ein Weg von 250 englischen Meilen war zurückzulegen — daß jedermann das Vorhaben Daniels für unausführbar hielt; denn heute war Sonntag, und am nächsten Freitag früh schon sollte Hugh gehängt werden. Bis dahin konnte Daniel unmöglich wieder zurück sein. Dennoch machte dieser sich auf, und dank seiner vortrefflichen Übung im Reiten erreichte er in kürzester Frist London. Infolge des guten Einvernehmens unter den Postillionen Englands wurde ihm überall die weitgehendste Unterstützung im Wechsel der Pferde zu teil, die ihn mit einer großen Schnelligkeit vorwärts kommen ließ.

Aber die nachgesuchte Audienz war nicht so schnell bewilligt, wie Daniel das sich gedacht hatte, eine Verkettung verschiedener Umstände machte ihm den Weg zum Throne schwer. Einen Minister um den anderen flehte er um Fürsprache an; überall erzählte er dieselbe Geschichte. Mit beredter Zunge schilderte er die große Jugend, das weiche, leicht zu überredende Gemüt seines Bruders und die Verführungskünste der schlechten Gesellen. In seiner Heimat waren alle diese Einzelheiten wohl bekannt, aber hier im großen London, am Hofe des lustigen Regenten, des nachmaligen Königs Georg IV., wollte niemand von dem armen, unglückseligen Burschen etwas hören.

Endlich, am Mittwoch abend, gelang es Daniel, bei dem Prinzregenten vorgelassen zu werden. Aber auch dieser hatte zunächst keine gütigen, noch weniger verheißungsvollen Worte für ihn.

„Der Fall ist so klar als das Licht des Tages," sagte der Regent, nachdem er die Bittschrift gelesen hatte. „Ich bin über die Einzelheiten der frechen Tat schon durch die Behörden unterrichtet worden und kann nach Lage der Sache nichts tun."

In diesem Augenblick trat der Kammerdiener des Regenten ein, der hastig eine Meldung erstattete.

„Er soll eintreten," sagte der Prinzregent, Daniels Bittschrift aus den Händen legend.

Ein junger Offizier, dessen mit Staub und Schmutz bedeckte Kleider von einem langen Ritte zeugten, trat ein und überreichte dem Prinzen einen Brief.

Kaum hatte der Regent das Schreiben geöffnet und seine Augen den Inhalt überflogen, als er fröhlich ausrief: „Welch eine Überraschung! San Sebastian eingenommen! Sorgen Sie sogleich dafür, daß im ganzen Lande diese freudige Nachricht sofort bekannt gemacht wird."

„Verzeihung, Königliche Hoheit," sagte der Offizier, seine Uhr hervorziehend, „die Postkutschen haben London schon seit einer halben Stunde verlassen."

„Verwünscht!" rief der Prinzregent, und auch Daniel räusperte sich in diesem Augenblick, als er die für ihn so ungünstige Nachricht vernommen hatte.

„Holla! Ist Er auch noch da?" fragte der Prinz, sich schnell umdrehend. „Worauf wartet Er noch?"

„Gestatten Königliche Hoheit, daß ich meine untertänige Bitte um die Begnadigung meines Bruders Hugh nochmals wiederhole."

„Dazu ist es nun ohnehin zu spät. Hat Er nicht soeben gehört, daß die Postkutschen bereits unterwegs sind, Er kann Petherwin nun bis Freitag früh unmöglich erreichen."

„Es ist nicht zu spät, wenn Eure Königliche Hoheit die Begnadigungsurkunde nur sofort ausfertigen lassen wollten," wagte Daniel zu erwidern. „Ich selbst als Postillion," fuhr er fort, „werde sicherlich Mittel und Wege finden, die Heimat vor Ausführung des Urteils zu erreichen."

„Nun denn," antwortete der Prinz, „aus Anlaß der glorreichen Einnahme von San Sebastian will ich Gnade für Recht ergehen lassen. Aber zu spät wird es dennoch sein."

Damit war die Audienz zu Ende. Fünf Minuten später aber hatte Daniel das Begnadigungsschreiben in der Tasche.

— — — — — — — — —

Die Glocken verkündeten die neunte Abendstunde, als Daniel London verließ. Am Donnerstag um halb sechs Uhr früh erblickte er die Türme von Salisbury. Nach einem kurzen Aufenthalt, den der Wechsel des Pferdes erforderte, ging es weiter über Exeter und Okehampton.

Am Freitag früh, bald nach Tagesanbruch, erreichte er Launceston. Hier war nun freilich guter Rat teuer. Die ganze Stadt war fast menschenleer, alle ihre Bewohner hatten sich bereits aufgemacht und waren zu Pferd und Wagen nach Petherwin gezogen, um der bevorstehenden Hinrichtung beizuwohnen. Kein Wagen, kein frisches Pferd war zu haben.

Da, als die Not am höchsten ist, klopft er an die Tür des letzten Gasthauses an. Der alte gichtbrüchige Wirt Humpson war zu Hause geblieben.

„Humpson, gebt mir um Gottes Willen ein Pferd, ich habe Hughs Begnadigung."

„Nun, der alte ausrangierte Schimmel steht drüben noch im Stall, den mir dein Herr vor zwei Monaten verkaufte. Binde ihn dir los, wenn du willst, du kennst das Tier ja gut genug, Daniel."

Dieser das hören, den Gaul aus dem Stalle ziehen, war das Werk eines Augenblicks. Ohne die Halfter mit einem Zügel zu vertauschen, ohne Sattel, einen Stecken ergreifend, schwang er sich auf das Pferd, und fort ging es in toller Hast seiner Heimat zu. Allerdings wußte niemand besser als Daniel, was das treue Tier wert war.

Es mochten nur noch wenige Minuten an sieben Uhr fehlen, als Daniel den Hügel vor Petherwin erreichte. In noch weiter Entfernung gewahrte er

ein schwarzes Gewimmel von Menschen, lauter Neugierige, die gaffend die Hinrichtungsstätte umstanden.

Daniel ritt wie ein Besessener. „Gnade, Gnade!“ schrie er aus Leibeskräften, die Begnadigungsurkunde über seinem Haupte schwenkend. Aber die Entfernung war zu groß, als daß er hätte gehört und gesehen werden können.

Da schlug es sieben! In dem das Gebäude umgebenden Wall tat sich mit dem letzten Schlage der Glocke eine Tür auf, und von weitem mußte Daniel zusehen, wie man den Verurteilten auf dem letzten Gange begleitete. Innerhalb einiger Sekunden ging die Handlung vor sich: der Henker legte die Schlinge um den Hals des armen Sünders, und der Gerechtigkeit war Genüge geleistet.

„Platz da, Platz! Gnade, Gnade!“ rief und schrie Daniel, wie ein Rasender die Menge durchreitend.

Es war zu spät — —

Atemlos und schweißbedeckt hielt Daniel jetzt vor den Richtern. Doch was war das! Er traute seinen Augen nicht: das war ja gar nicht sein Bruder, der da am Galgen baumelte.

In derselben Schwurgerichtsperiode war nämlich fast zu gleicher Zeit wie Hugh West ein Schafdieb zum Tode verurteilt worden, und dessen Körper war es, der mit dem Schlage sieben Uhr die schauerliche Handlung eröffnet hatte.

Hugh, der nun an die Reihe kommen sollte, war gerettet!

Erstaunen hatte das Volk ergriffen. Der Staatsanwalt hatte die Urkunde aus Daniels Händen entgegengenommen und mit weithin schallender Stimme den Gnadenakt des Regenten verlesen. Stürmisches Hurrarufen und Hüteschwenken brach los, als die Menge erfuhr, aus welchem Anlaß die Begnadigung erfolgt war.

Daniel und Hugh aber lagen sich lange, lange in den Armen, weinend vor Freude. Hugh gelobte fortan ein besserer Mensch zu werden, und eingedenk der aufopfernden Liebe seines Bruders hat er Wort gehalten. Auch sein ehrlicher Name wurde wiederhergestellt, als sich später ergab, daß er an dem ihm zur Last gelegten Verbrechen gar keine Schuld hatte. Der alte Bill Philipps selbst und einer seiner Verwandten waren es gewesen, welche den Raub begangen hatten. Von Gewissensbissen gequält, gestand Bill auf dem Totenbette die Tat ein, deren Geheimnis er nicht mit ins Grab nehmen wollte. [W. Stelljes.]

Verstellung bei Tieren. — Es ist bekannt, daß sich viele Insekten, wenn sie verfolgt werden oder sich berührt fühlen, tot stellen, um sich durch diese Täuschung weiterer Verfolgung zu entziehen. Auch unter den höher organisierten Tieren, wie den Vögeln und Säugetieren, trifft man Exemplare an, welche die Kunst der Simulation zu ihrem Vorteil auszuüben verstehen. Hiervon einige Beispiele.

Ein Hund, Leonberger Rasse, erhielt ein Stück Brot, das er aber nicht fressen mochte; er ließ es fallen, legte sich darauf und sah sich dann um mit dem Ausdrucke höchster Unschuld im Gesicht, als suche er etwas.

Der französische Naturforscher Alix erzählt von einem Jagdhunde, der seinen Herrn durch das „Stellen“ von imaginärem Wild betrog, wenn er eine andere Richtung einschlagen wollte als sein Herr.

In ihrem Werke „Tiere der Heimat“ sprechen die Gebrüder Müller von einem Hühnerhund, der sich, nachdem er heimlicherweise eine Schüssel voll Milch ausgeleckt hatte, schlafend stellte.

Will ein Wolfspaar aus einer Schafherde einen Fraß holen, so lenkt oft der eine Wolf, gewöhnlich die Wölfin, die Aufmerksamkeit des Schäfers und des Schäferhundes auf sich und läßt sich von letzterem verfolgen, unterdessen der andere Wolf eine Beute aus der Herde erfaßt und fortschleppt.

Manche stark verwöhnte Papageien stöhnen plötzlich und stellen sich krank, um dann mehr gehätschelt zu werden; das tun sie aber nur, solange sie sich beobachtet wissen; bekümmert man sich nicht mehr um sie und beobachtet sie, ohne daß sie dies bemerken, so findet man, daß sie ganz munter sind, und ihre Krankheit nur simuliert war.

Große Verstellungsgabe besitzen auch die zahmen Elefanten, wodurch sie ihren wilden Stammesgenossen beim Einfangen häufig verhängnisvoll werden. Aber auch in anderen Lagen weiß der Elefant zu simulieren. Dies zeigte ein solcher in Kassel, der, vom Wärter im Stalle vergessen, in des Wärters Haus und Stube ging, alles Bewegliche, Tische, Bänke, Sessel, Spiegel, Kupferstiche, aus der Kammer die Betten u. s. w., zusammennahm, auf einen Haufen legte und dann alles mit seinen mächtigen Füßen zertrümmerte. Hierauf ging er auf der Wiese spazieren und stellte sich, als ob er nicht das mindeste verbrochen habe.

Ein geriebener Simulant war auch der Affe „Kees“, von dem Levaillant, sein Besitzer, erzählt: „Ich hatte ihn im Verdacht, daß er Eier stehle. Daher stellte ich mich eines Tages auf die Lauer, um zu warten, bis die Henne durch ihr Gackern verkündete, daß sie gelegt hätte. „Kees“ saß gerade auf einem Wagen; kaum aber hörte er das erste Gackern der Henne, so sprang er sofort herunter, um nach dem Ei hinzulaufen. Als er mich sah, stand er mit einem Male still und nahm eine ganz sorglose Stellung an, wiegte sich einige Zeit auf den Hinterbeinen hin und her und blinzelte dabei sehr einfältig mit den Augen, kurz, er wandte alle List an, um mich von der Spur abzubringen und über das, was er vorhatte, zu täuschen.“ [C. T.]

Warum soll ich nicht weinen? — Der bekannte Dichter Karl v. Holtei hielt viele Jahre lang nach dem Vorgange Tiecks und der Birch-Pfeiffer Vorlesungen von Dramen und Gedichten. Einst las er zu Berlin in einer kleinen Abendgesellschaft ein Produkt seiner eigenen Feder vor und sprach am Schlusse mit einer so wehmütigen und klagenden Stimme, daß eine Engländerin, die kein Wort Deutsch verstand, laut anfing zu weinen.

„Warum weinen Sie?“ fragte man.

„Warum soll ich nicht weinen,“ war ihre Antwort, „wenn ich höre, wie ein armes Herz gequält und gemartert wird?“

„Aber Sie kennen ja den Inhalt des vorgetragenen Gedichtes gar nicht.“

„Ich kenne ihn nicht, aber bei dem offenbaren Leid, das aus der Stimme Holteis spricht, ahne ich, daß es sich um einen sehr tragischen Gegenstand handelt; mein Mitgefühl wird rege und macht sich in Tränen Luft.“

„Wollen Sie den Inhalt des Gedichtes kennen lernen?“

„Ich bitte darum.“

„Nun — es wird darin die Verwertung des Hanfes geschildert, wie derselbe geröstet, gebrochen, geschwungen, gehechelt, gesponnen, gewebt wird, wie er, zu Leinwand geworden, endlich zerschnitten, mit Nadeln zerstochen und mit Plätteisen durchglüht wird, alles Vorgänge, die notwendig sind, ehe aus dem Hanfe ein Hemd wird.“

„Wie — ein —? O, abscheulich! Diese deutschen Dichter wissen doch nie, was sie wollen; mit den heiligsten Gefühlen treiben sie Spott!“ Und tief verletzt verließ die Engländerin die Gesellschaft. Holtei aber war sehr vergnügt über diese Wirkung seines „Hanftrauerspiels“. [D.]

Enttäuscht.



Frau: Nun, liebes Männchen, was hast du mitgebracht von der Reise?

Mann (Schriftsteller): O, ich sage dir, einen Stoff, wunderbaren Stoff — großartig — zu mindestens drei Romanen!

Frau: Ach — zu einem neuen Kleide wäre mir lieber.

Bilder-Rätsel.



Auflösung folgt in Nr. 16.

Auflösung des Silben-Rätsels in Nr. 14:

1. Josua, 2. Eugenie, 3. Daniel, 4. Eulenspiegel, 5. Monat, 6. Venus, 7. Ottilie, 8. Galilei, 9. Eichhörnchen, 10. Lothringen, 11. Georgine, 12. Ebers, 13. Fröhlichkeit = Jedem Vogel gefällt sein Nest.

Rätsel.

Das Mädchen in dem Garten stand,
Die Mutter auch sich dort befand;
Ein Vogel in den grünen Zweigen
Tat in seiner Kunst sich zeigen.

„Mama,“ fragt drauf das Mägdelein,
„Was mag das für ein Vogel sein,
Der uns wie jeden Tag auch heut'
Mit seinem schönen Lied erfreut?“

„Ei, Kind, sieh deinen Namen an.
Aus diesem man ihn finden kann,
Wenn eine wohlgeübte Hand
Im Wort verstellt der Zeichen Stand.“

Auflösung folgt in Nr. 16.

Logogriph.

Es ist ein Säugetier, auf Raub geht's aus,
Doch ohne Fuß schützt sorglich es das Haus;
Verliert's auch noch den Kopf, so bleibt zurück
Ein Ausruf für Erstaunen, Schmerz und Glück.

Auflösung folgt in Nr. 16.

Auflösung der viersilbigen Scherz-Scharade in Nr. 14:

Stabstrompeter (Stab, Strom, Peter).

Redigiert unter Verantwortlichkeit von Th. Freund in Stuttgart, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.